

Kandahar

Vom Himmel fliegen Beine. Beine an Fallschirmen - herabgeworfen von einem Hubschrauber des Roten Kreuzes. Prothesen für die Mienenopfer, die den Fallschirmen in Scharen auf Krücken entgeghumpeln, teilweise hinfallen und sich wie Stehaufmännchen wieder aufrappeln.

Mit dieser Szene beginnt Mohsen Makhmalbafs Film „Kandahar“. Der Film erzählt von der heute in Kanada lebenden afghanischen Journalistin Nafas, die sich auf die Reise nach Kandahar macht um ihre verzweifelte Schwester zu holen. Sie kommt in ein gelähmtes Land zurück. Gelähmt vom Stillstand durch den Krieg mit der damaligen Sowjetunion und gelähmt von der Regierung der Taliban, die 1996 die Macht an sich rissen. Um nicht aufzufallen muss sich Nafas, wie alle afghanischen Frauen in die Burka hüllen. Als wären sie grässlich entstellt versteckt dieser Gewand sogar das Gesicht der Frauen völlig - nimmt ihnen ihre Individualität oder - wie es Makhmalbaf formuliert - erstickt die Frauen. Nicht nur weil Nafas Name übersetzt Atmung bedeutet, fällt es ihr daher schwer die Burka zu tragen.

Von einem Lager an der pakistanisch-afghanischen Grenzen geht die Reise zunächst mit einem dreirädrigen Minilastwagen los. Doch die UN-Flagge, die die rückkehrenden Flüchtlinge erhalten haben, hilft ihnen nicht gegen einen Überfall, bei dem das Fahrzeug gestohlen wird. Die Flüchtlinge und Nafas müssen den Weg zu Fuß fortsetzen.

Vieles in Makhmalbafs Film wirkt surreal: die karge Landschaft, die Jungen in der Koranschule, die Frauen in ihren Burkas und die Scharen verkrüppelter Mienenopfer. Doch dieser Eindruck entspringt unserem europäischen Blickwinkel. Denn der Iraner Mohsen Makhmalbaf orientiert sich an der Realität. Wahre Begebenheiten, Dokumente und eigene Eindrücke bildeten das Gerüst für das Drehbuch. Auch wenn sich Filmkritiker bei den Bildern von „Kandahar“ an Werke von Pasolini erinnert fühlen, sind die Bilder echt. Die Kargheit der Landschaft ist kein Gestaltungselement sondern typisch für das Land.

Auch Makhmalbafs Anliegen auf die Menschen in Afghanistan aufmerksam zu machen, entspringt nicht der Welle, die nach den Anschlägen vom 11. September und den amerikanisch/britischen sogenannten Vergeltungsschlägen die Medienaufmerksamkeit wieder nach Afghanistan hat blicken lassen. Noch bei den Filmfestspielen Cannes 2001, wo Kandahar mit dem Preis der ökumenischen Jury ausgezeichnet wurden, wunderten sich Journalisten, warum Makhmalbaf sich kein wichtigeres Thema ausgesucht habe. Wenige Monate später hätte niemand mehr eine solche Frage gestellt. Gerade jetzt wo die Macht der Taliban gebrochen scheint, aber niemand wirklich weiß wie es in Afghanistan weitergeht, ist ein Film wie Kandahar wichtig. Er gibt eine neue Sichtweise auf ein Land, das wir nur aus kurzen Nachrichtenberichten kennen und macht uns bewusst, das die Zukunft Afghanistans nicht nur von Militäreinsätzen und UN-Schutztruppen abhängt, sondern von der Hoffnung und dem Willen seiner Bewohner. Es bleibt zu hoffen, dass dies auch US-Präsident Bush so sieht, der sich „Kandahar“ in einer Sondervorführung vorführen ließ.